

Zeitschrift: St. Galler Jahresmappe
Band: 41 (1938)

Artikel: Die geopferte Nacht
Autor: Steinmann, August
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-948328>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die geopfert Nacht

Novelle von August Steinmann

Der bäuerliche Ratsherr Laurenz Anton Hofer war einer der angesehensten Männer im Lande. Er war nicht seines großen Besitzes wegen in das Richteramt gewählt worden; das Volk hat ihn auf den Stuhl geholt, weil er streng gegen sich selbst war, in allen Dingen gerecht handelte und mit klaren Augen und scharfem Verstand Gegenwart und erfaßbare Zukunft zu beurteilen vermochte. Renz-Toni, so nannte ihn das Volk; Richter Renz-Toni saß auf eigenem Grund und Boden; sein Gut hieß Auf dem Böhl und die dazugehörige Voralp gegen den Kapelli-Spitz hinauf Bifolten-Weid. Das große, hochgiebelige Böhl-Haus, heute noch in der Hand der Hofer, steht mitten in wohlgepflegten Wiesen, und es ist gefeit gegen Blitz und Feuer, Unfriede und inneren Zerfall der Familie; denn im schweren Türsturz ist einst das bannende Zeichen I-H-S geschlagen worden.

Der Ratsherr war ein Mann von mittlerer Größe. In Gang und Haltung verriet er kaum den Bergbauern; er trug Landherrenart in sich. Stieg er in Amtsgeschäften zum Flecken hinunter, stak am rechten Goldfinger ein schwerer Ring mit einem schwarzen Stein. Und wenn er das Tal hinausschritt, um im Gerichte zu tagen, hatte er eine Ledermappe unterm Arm und darinnen lagen säuberlich geheftet die Abschriften und Auszüge aus den Akten. Die Männer, die ihm begegneten, sprachen »Grüß' Gott, Richter« und die Kinder gaben ihm die Hand. Kam der Ratsherr aber mit diesem oder jenem Bauer ins Gespräch, dann sagten sie ihm Ihr oder Du, Renz-Toni. Doch hatten sie alle großen Respekt vor dem Amtsmann, und viele Frauen wünschten ihm zuerst die Zeit an.

In den Tagen der Heuernte oder wenn das Emd eingetan werden mußte, schaffte der Ratsherr an der Spitze der Knechte und Tagelöhner. Beim Mähen ließ er keinen voran, und wo seine Sense geschnitten hatte, da gab es keine Unebenheiten und keine Grasnester. Waren die Bauern bei den Viehschauen uneinig, zweifelten sie an der Gerechtigkeit und Kenntnis der Schauer, riefen sie den Renz-Toni herbei, damit er die Kuh, den Stier oder das Buseli beurteile, und hernach fügten sie sich seinem Spruche.

Im eigenen Hause paarte er männlich sich äußernde Güte mit Klugheit und Überlegung; seine Kinder, eine Tochter und ein Sohn, waren ihm beide gleich lieb. In dem Mädchen sah er das verjüngte Ebenbild seiner Frau, im Sohne erkannte er sich selbst. Er gönnte jedem jenes Maß Freiheit, das sie ihrem Alter entsprechend haben mußten,

um den eigenen Willen an der Verantwortung bilden zu können. Der Vater aber stand beobachtend im Hintergrund; unsichtbare Zügel verbanden ihn mit seinen Kindern. Seiner Frau — sie kam aus einer Landammannsfamilie — überließ der Ratsherr die einer Gattin und Mutter von der Natur aus zugewiesenen Rechte und Pflichten. Sie erzog die Kinder zur Frömmigkeit, wies der Tochter die Arbeiten im Hause zu und sprach mit dem Sohne, wenn sie mit ihm über die Wiesen ging, in kluger Weise über dieses oder jenes Mädchen aus der Nachbarschaft. War aber auf dem Hofe ein Entschluß oder ein Entscheid zu treffen, der endgültige Verantwortung mit sich bringen mochte, dann ging der Ratsherr ein Stück weit bergwärts und hielt auf einem aus dem Weidland ragenden Felsblock Zwiesprache mit sich selbst. Vom Hofe aus konnten ihn Frau und Kinder oben sitzen sehen und sie wußten dann: der Vater hat etwas mit sich selbst auszumachen. Wir wollen nicht in ihn dringen. Er wird wohl zum rechten Port kommen.

An dem Tage, an dem der alte Joseph Anton Hofer dem Sohne den Hof übergeben hatte, waren die beiden Männer auch hinaufgestiegen zu dem Steine und dort eins geworden über Pacht und Anteil. »Renz-Toni«, hatte der Alte gesagt, »dieser Stein darf nie weggesprengt werden. Es gehen wohl ein paar Kuhmäuler Futter verloren; aber hier ist der Ort, an dem in schweren Tagen und Dingen ein jeder von der Familie noch einen Ausweg gefunden hat. Ich ziehe jetzt in die Schwendi hinunter. Jeden Tag kann ich hinaufschauen, und wenn ich dich auf dem Stein sehe, dann weiß ich, daß du mit dir allein sein willst, sein mußt.«

*

Der Herbsttag, an dem sich die hier zu erzählende Geschichte zugetragen hat, war hell und vom leichten Föhn umfungen. Noch hing das Spätobst an den Bäumen; doch das Laub war schon bunt geworden, und von den Buchen am Waldrand fuhren die Blätter auf den Wellen des lauen, sanften Windes über das Tobel hinaus ins Blaue. Allenthalben hüteten die Bauern das Vieh, und wo zwei sich begegneten, lobten sie das schöne Wetter und den langen Weidgang.

Der Ratsherr war nach dem Vesper zum Stein hinaufgestiegen und eine gute Stunde oben geblieben. Als er wieder zum Hofe herunterkam, lag über den Halden bereits der milde Glanz der scheidenden Sonne. Die Wiesen auf dem Böhl waren tiefgrün, und die Kronen der Birnbäume

gleichen goldenen Kuppeln. Die Ratsherrin hatte den Mann am Eingang erwartet. Bedächtig war er über die Kuhtritte heruntergestiegen, und sie hatte in Gedanken mit dem Nahenden gesprochen: Ja — wir Frauen gehen, wenn uns eine Sorge drückt oder gar der Kummer ans Herz kommt, hinein zum Gnadenbild im Ahorn, und Mutter spricht zu Mutter. Unsere Mannen aber hocken auf einen Stein und schauen vor sich hin, ins Gras, oder zu den Bergen hinüber und suchen den Herrgott. Ja, so ist's: Frau zu Frau und Mann zu Mann.

Länger als sonst war die Bäuerin heute bei den Hühnern gewesen; dieses Verweilen hinter dem Gaden hatte den Zweck gehabt, dem Gatten noch vor dem Hause zu begegnen. Einer der Knechte war ins Holz gefahren, der andere mähte beim unteren Gatter Klee für den jungen Stier, Haniseff, der Sohn, hatte zur Inspektion müssen. So war alles still um den Hof, und es war nur noch die Tochter, das Fränzeli, im Hause. Und um das Fränzeli handelte es sich heute.

»Und jetzt, Renz-Toni, was willst du tun?« fragte die Bäuerin, als der Ratsherr unter der hohen Esche vor dem Gaden guten Abend gesagt hatte. Der Ratsherr blickte um sich. Er hatte Mühe eine große innere Erregung zu verbergen; sinnlos zog er die Sackuhr auf, hantierte er mit dem Tabaksbeutel, und über dieses Tun antwortete er: »Thrine, ich habe alles drei-, vier-, zehnmal überlegt und mich gefragt, wo ein Ausweg sein könnte. Aber ich kann nicht nachgeben, darf nicht nachgeben, und ich will nicht nachgeben. Es geht vielleicht hart auf hart, heute noch; morgen nützt das Reden nichts mehr.«

Er steckte die Hände in den Hosengurt und sprach über die Frau hinweg: »Es ist schon so weit gekommen, daß das Meitli nicht mehr mit dem Vater reden will. Es sitzt hin und schreibt, was es mir sagen möchte. Wo hinaus will das, wenn Vater und Kinder unterm eigenen Dache sich nicht mehr Auge in Auge aussprechen können! Hier — auf dem Böhl-Hof? — —«

»Das Fränzeli findet vielleicht nicht das richtige Wort«, erwiderte die Ratsherrin; »es weiß ja selbst nicht mehr wo aus und wo ein, und, versteh' mich, Renz-Toni, vielleicht — ach wer kennt seine eigenen Kinder so, wie es eigentlich sein sollte! — vielleicht fürchtet sich das Fränzeli vor dir.«

Da reckte sich der Bauer und fragte: »Thrine, seit wann müssen sich meine Kinder vor ihrem Vater fürchten? Hat nicht ein jedes das Recht, offen mit mir zu reden? Mir sein Herz auszuschütten? Glaubt das Fränzeli, der Vater könne nicht erraten, was in seinen Kindern vorgehe? Gott verzeih' mir, daß ich sagen muß: ich bin vielleicht ein zu guter Vater gewesen. Nicht einmal mehr das Wort gönnt mir das Meitli! Da sitzt es am Tisch und schreibt dem eigenen Vater einen Brief! Und jetzt sollen wir miteinander um den gleichen Tisch stehen und beten »Komm, Herr Jesus, und sei unser Gast.«

Der Ratsherr zog aus der Brusttasche einen kleinen, weißen Bogen und reichte diesen der Frau: »Das ist Fränzels Brief.« Die Frau las:

An den lieben Vater,

ich muß Dir auf diesem Wege sagen, daß ich mein Verhältnis mit Möcklis Bisch nicht auflösen und nicht aufgeben will. Ich habe ihn viel zu lieb, und ich glaube nicht, was die Leute über ihn Schlechtes sagen. Und es tut mir furchtbar weh, daß sogar mein lieber Vater mir nicht glaubt, wenn ich sage, der Bisch sei nicht schlecht und habe mir versprochen, ein anderes Leben anzufangen. Damit hat er übrigens schon begonnen, was er beweisen kann. Es ist nicht wahr, daß er Berlang und Pandur spielt und dabei in Schulden geraten ist. Er hat mir in die Hand hinein geschworen, daß er das nicht tue und daß er nie mehr eine Karte anrühren werde. Wenn die lieben Eltern mich unglücklich machen wollen, muß ich weinen, denn ich kann dann nicht mehr bei Euch bleiben und nicht mehr im Hause sein. Ich kann nicht mehr schlafen und bin vor lauter studieren ganz lebensmüde geworden, lieber Vater.

Fränzeli.

Die Bäuerin schaute fragend zu ihrem Manne hinüber. Der Ratsherr aber blickte in das Land hinaus. Für die beiden Menschen war der schöne Abend dunkel geworden wie eine schwere Nacht. Sie sahen nicht mehr den klaren Himmel über sich; sie litten unter der Last drückender Wolken. Sie hörten auch nicht das friedliche Läuten der heimkehrenden Herde, hörten nicht das Summen des Windes in der alten Esche. Es schien ihnen, als wollte eine bisher von Gott gesegnete Welt in trostlose Verlassenheit stürzen.

Der Ratsherr faltete den Brief zusammen und wiederholte:

»Ja, Thrine, es geht hart auf hart.«

Mutter Thrine legte die Rechte auf des Mannes Schulter.

»Soll ich mit dem Fränzeli reden? Vielleicht bin ich ruhiger als du?«

»Ruhiger? Thrine, der Renz-Toni ist kein Brusi. Aber du glaubst, die Mutter erreiche bei dem Meitli mehr als der Vater? Der Brief fängt an »An den lieben Vater«, also muß auch der Vater antworten.«

Das Paar ging in das Haus. Fränzeli trug schweigend das Essen auf. Die drei standen um den Tisch, und die Mutter betete »Komm, Herr Jesus, und sei unser Gast — und segne, was Du uns bescheret hast. Amen!« Fränzeli schob seinen Stuhl beiseite. »Ich kann nicht essen«, sagte es; dann wandte es sich der Türe zu. Der Ratsherr schaute auf. Er legte seine Hände schwer auf den Tisch. Jetzt waren es harte Bauernhände, knochig und mit dicken Adern. In seinem Gesichte formten sich fremde Züge; so hatte die Tochter den Vater noch nie gesehen. Es fürchtete sich vor der Strenge des Blickes, lehnte sich an den Türpfosten und hielt, also den Rücken gedeckt, in Trotz und Auflehnung den Augen des Vaters stand.

»Fränzeli«, befahl der Ratsherr, »hier ist dein Stuhl, dein Kacheli, dein Brot, sitz' ab!«

»Ich kann nicht essen«, erwiderte die Tochter; »du kannst mich nicht zwingen.« Rücklings ging sie aus der Stube. Der Bauer ließ den Kopf sinken. Aber dann straffte er sich wieder, begann mit dem Messer zu spielen und zer-

schnitt sein Stück Brot in kleine Würfel. Irgend etwas legte sich kalt um sein Herz; er dachte: hart auf hart. Die Mutter wollte Fränzeli nachgehen. Doch der Vater hielt sie zurück: »Das wäre noch! Daß die Eltern den Kindern nachlaufen, ist in diesem Hause nicht der Brauch.« Nach dem Essen trat der Ratsherr noch einmal vors Haus. Des Nachbarn Sohn kam an den Gatter und richtete aus, der Haniseff lasse sagen, er sei mit seinem Hauptmann nach Außeregg gefahren und werde dort übernachten. »Er soll auch eine Freude haben«, gab der Bauer zurück und dachte dabei: es ist eigentlich gut, daß der Haniseff heute nicht heimkommt.

Das Fränzeli stand in seiner Kammer vor dem offenen Kasten. Es nahm Kleider heraus und versorgte sie wieder; es öffnete Schachteln und Schächtelchen und schnürte sie wieder zu. Warum, das wußte es selbst nicht. Ihm war nur, es müßte sich zu einer Reise rüsten. Auf der Bettdecke ausgebreitet lag mit mattem Glanze der reiche Schmuck der Sonntagstracht: ein breites Granathalsband, Spangen und ein goldener Armreif, der schwere silberne Haarpfeil, zierliche Ohrringe und die alten, ziselierten Adler für die Miederketten. Aber der Schmuck schien heute tot zu sein. Das Mädchen dachte an nichts anderes als an den Auftritt mit dem Vater. »Der Vater will mich nicht mehr verstehen; er liebt mich nicht mehr, weil ich einmal meinen eigenen Willen haben möchte«, das waren Fränzeli's Gedanken. Was hatte der Vater an dem Geliebten auszusetzen? Warum glaubte er fremden Leuten? »Fränzeli«, so hatte der Bisch am letzten Sonntag gesagt, »heute sind es vierzehn Tage her, seit ich nicht mehr gespielt habe. Nur zweimal bin ich in der »Alpenrose« gewesen, und was habe ich getrunken? Zwei Dreierli und ein Mineralwasser.« Das Mädchen zweifelte nicht an der Wahrheit des erfreulichen Geständnisses. Aber der Ratsherr glaubte nicht an die Umkehr des Burschen. Er wußte vom Polizisten, daß der junge Bisch Möckli im Berlangen über sechzig Franken verloren habe und nun das Geld schuldig bleiben müsse. Ein Pfand habe er nicht hinterlegen können, nicht einmal die Sackuhr; die hange schon seit drei Monaten im Buffet in der »Säge« als Sicherheit für eine Urte. Und der Goldschmied habe etwas gesagt und gefragt wegen einem teuern Fingerring — gekauft und noch nicht bezahlt. Von all diesen Dingen hatte das Mädchen keine Ahnung; es sah den Schatz auf dem schönen Sträßlein der Tugend. Das Fränzeli grub aus der hintersten Ecke des Kastens einen kleinen roten Würfel. Lauschend, ob jemand komme, öffnete es diesen behutsam: auf weißem Samt lag ein goldener Ring. In feiner Fassung ruhte ein makelloser Rubin. »So lieb hat mich der Bisch!« sprach es vor sich hin; »ich lasse nicht von ihm.«

Tritte gingen durch das Haus; es war der Schritt des Rats herrn. Hastig raffte das Mädchen die Schmuckstücke zusammen; den roten Würfel schob es unter das Kopfkissen. Am Fenster stehend, erwartete die Tochter den Vater. Aber er kam nicht herein; er ging zur Elternkammer und stieg hernach wieder zur Stube hinunter. Fränzeli wäre bereit gewesen mit ihm zu rechten. Jetzt aber, da er an der

Kammer vorübergegangen war, als wohnte in dieser ein wildfremder Mensch, war der Tochter, als stünde sie allein auf einer öden Straße. Sie spürte in sich die Liebe zum Vater, und plötzlich erwachte in ihr das furchtbare Bangen, diese Liebe verlieren zu müssen. Sollte sie vor den Vater treten und bitten: »Hilf mir doch! Hilf mir doch!«? Doch im selben Augenblicke zeigte sich, daß Fränzeli vom Vater geerbt hatte, was dieser mit vieler Mühe überwunden hatte: den angeborenen Trotz. Es zog sich aus und legte sich nieder. »Gute Nacht, Mutter«, flüsterte es gegen die Wand; »gute Nacht, Vater«, — das brachte es nicht über sich.

Der Ratsherr saß allein in der Stube. Er war mit den Gedanken in die Vergangenheit zurückgekehrt. Vor sich sah er die Kinder, wie sie am Einfang auf ihn warteten. Einmal war er vom Gallenmarkt in der Stadt heimgekehrt und hatte dem Haniseff ein dreiklingiges Sackmesser und dem Fränzeli eine schöne Puppe mitgebracht. Dieses Babeli — — — als das Kind bald darauf schwer erkrankt war, hatte der Doktor gesagt: »Wenn es weiß, wie das Tockeli heißt, dann ist das Fränzeli gerettet.« Und der Vater hatte sich über das Kind gebeugt und gefragt: »Fränzeli, wie heißt dein Babeli?« Da hatte das Kind ganz leise gesagt: »Thrineli.«

Und je mehr der einsame Mann nachsann, um so lebendiger trat Bild um Bild aus früheren Jahren aus dem Dunkel der Nacht hervor. Es wurde ihm weich ums Herz, und dieses Gefühl trieb ihn zu Fränzeli. Er stieg, eine brennende Kerze in der Linken, zur Kammer hinauf. Das Mädchen hörte ihn kommen, hörte, wie er die Klinke faßte und leise niederdrückte; dann stand der Vater unter der Türe, und sein Schatten bedeckte die ganze Wand.

»Fränzeli, schläfst du schon?«, fragte der Ratsherr.

Die Tochter tat, als erwachte sie und antwortete: »Ich bin müde, Vater, ich mag nicht reden.« Er trat an das Bett, stellte die Kerze auf das kleine Tischchen daneben und sprach: »Aber wir müssen miteinander reden.«

»Morgen, Vater, nicht heute!«

»Nein, Fränzeli, heute muß ich wissen, was du tun willst.« Das Mädchen legte die Arme auf die geblühte Decke und schloß die Augen; der große Schatten an der Wand bereitete ihr Schmerz. Es erwiderte: »Über diese Dinge kann ich jetzt nicht nachdenken. Es steht alles in dem Briefe — laß mich schlafen, Vater, laß mich allein.«

Der Ratsherr schüttelte den Kopf und antwortete: »Fränzeli, du glaubst vielleicht, ich verstehe dich nicht. Was wäre ich für ein Vater, wenn ich die eigenen Kinder nicht mehr verstehen könnte! Darf ich nicht mit dem gleichen Rechte sagen: Das Fränzeli will den Vater nicht verstehen. Schau, ich sag es ungern, aber ich weiß heute, um was es bei uns beiden geht.«

Die Tochter fuhr erregt auf: »Nein, Vater, sonst würdest du mir nicht verbieten, den Bisch zu lieben. Es ist nicht wahr, was die Leute sagen; es ist nicht wahr, ist nicht wahr! Ich kenne ihn viel besser als ihr alle. Aber ihr wollt mich unglücklich machen — ich geh' fort, wenn ich ihn nicht haben darf. Und ihr alle seid schuld, wenn mein ganzes Leben zerstört sein wird.«

»So sprechen wir nicht miteinander, wenn wir zu einem Ziel kommen wollen, das gut sein soll«, gab der Ratsherr streng zurück; »du kannst lieben wen du willst. Aber mein zukünftiger Tochtermann muß ein ehrlicher und gerader Mensch sein.«

»Das ist der Bisch auch«, versetzte das Mädchen, »Fehler hat ein jeder.«

»So, so — das ist der Bisch auch!« entgegnete der Ratsherr, »hör' Fränzeli, er ist ein Schuldenmacher und ein Spieler, und mit dem Trinken geht's ihm auch leicht. Er zahlt nicht einmal seine Ürten, und seine Uhr hat er versetzen müssen. Dir tut er schön ins Gesicht und er prahlt herum, was für einen feinen und hablichen Schatz er habe und wie er auf dem Böhl schon fast wie zu Hause sei. Das ist der Bisch Möckli, Fränzeli. Du bist blind, Meitli, blind.« Der Ratsherr faßte die Tochter bei den Händen. »Du tust mir weh«, keuchte Fränzeli. Aber er ließ nicht locker und sprach: »Sag' noch einmal, der Vater berichte Dinge, die ersonnen seien. Und glaubst du, ich wisse nicht, daß jemand einen Ring gekauft und nicht bezahlt hat? Und daß der Bisch vom Polizisten erwischt worden ist, als er beim Schlüri-Fränz um den Bläß gepandurt hat? Fränzeli, Fränzeli, eines sage ich dir: entweder gibst du dem Bisch den Ring zurück — du hast den Ring! — oder wir kennen uns nicht mehr.«

Jetzt schaute das Mädchen den Vater mit angsterfüllten Augen an. Dann bat es mit trockener Stimme: »Laß mich alles überlegen. Warum machst du mich so müde? Warum quälst du mich? Laß mir Zeit — ich will nachdenken.«

»Nein«, erwiderte der Ratsherr, »entweder oder — es geht um deines, um unser aller Glück und Frieden.«

Darß das Mädchen das Kissen an sich, und sein Schluchzen ging wie ein schwerer Traum durch die Kammer. Unter dem Kissen hervor war der rote Würfel gerollt; der Ratsherr griff danach und öffnete ihn. Im Schein der Kerze leuchtete der Rubin.

»Also, das ist der Ring!« sprach der Bauer vor sich hin, »der erschwindelte Ring.«

Fränzeli vernahm diese Worte, als kämen sie aus weiter Ferne, und es schrie in das Kissen: »Gib mir den Ring! Du darfst ihn mir nicht nehmen! Gib mir den Ring! Er gehört mir.«

»Nein, Fränzeli, auf dem Böhlhof hat man noch nie schuldig gebliebene Ringe getragen. Und nun zum letzten Male: entweder oder — «

Das Mädchen richtete sich auf, schaute wie eine Fiebernde vor sich hin und wiederholte: »entweder oder — — — ich will nicht mehr leben, Vater. Sag' es der Mutter, sag' es allen Leuten, und dann bist du schuld, du, weil du mich nicht mehr liebst.«

Der Vater setzte sich auf den Bettrand, legte seine Rechte auf des Kindes Scheitel und begann: »So spricht das Fränzeli mit mir. — — — So weit schon auseinander gekommen sind wir! Wie du willst, Meitli, du kannst gehen, ich halte dich nicht zurück; geh' mit einem Taugenichts, der dir mehr wert ist als ich. Geh' mit dem Spieler und bring'

Mutter und mich in den Kummer.« Nachsinnend hielt der Ratsherr inne. Sein Herz schlug schwer und hart. Er wollte sich erheben, aber die Aufregung war zu groß; irgend etwas zwang ihn nieder. Und langsam kam das Bekenntnis: »Fränzeli, wenn ich mit einem Menschen, und wäre er mein liebster gewesen, einmal gebrochen habe, dann ist er für mich tot.« Das Mädchen fiel erschauernd in das Kissen zurück. Jetzt konnte sich der Ratsherr erheben; er hatte alles gesagt, was er zu sagen gehabt hatte. Unerbittlich stand er in der Kammer. Zwischen dem Vater und der Tochter schwebte eine letzte Entscheidung. Sie wagten sich nicht mehr anzuschauen. Die Kerze war schon tief heruntergebrannt. Vor dem Fenster sang leise der Föhn. Der Ratsherr wandte sich der Türe zu. »Lösch' das Licht, bevor du einschläfst«, sagte er. Zwischen jedem der wenigen Schritte vom Bette bis zur Schwelle erwartete er irgend ein Wort von Fränzeli. Aber das Mädchen rührte sich nicht; es schaute unverwandt auf den Ring, den es fest umschlossen hielt. Aus der Elternkammer rief die Mutter: »Renz-Toni, komm jetzt schlafen.« Der Bauer griff nach der Türfalle, da überkam ihn plötzlich ein großes Mitleid, das stärker war als sein harter Sinn. »Und jetzt, Fränzeli, wie steht's?« Die Tochter legte den Ring in den roten Würfel und streckte diesen dem Vater hin: »Hier, gib ihn dem Bisch zurück.«

Der Ratsherr nahm den Schmuck und fragte: »Wie ist das gemeint?« Fränzeli bat: »Über die nächste Zeit hinweg mußt du mir helfen.« Dann brach es in bitterliches Weinen aus. Der Vater beugte sich zu ihm nieder und sprach mit gütigem Herzen: »Du hast geglaubt, ich liebte dich nicht mehr? Du bist ein kleiner Narr, Fränzeli. Du weißt nicht, daß Vaterliebe etwas ganz anderes ist als Mutterliebe und die Liebe eines Schatzes. Sie ist vielleicht das Tiefste und Beste, was ein Vater seinen Kindern zu geben hat. Sie ist aber auch das geheimnisvoll Empfindlichste, was er in sich zu verbergen hat. Und wenn sie zerbricht, ist es schwer, sie wieder zu flicken. So — nun bist du wieder das Fränzeli, das einmal fast sterben wollte und doch wieder gesund geworden ist.« Und der Ratsherr erzählte der Tochter ruhig und mit kindlicher Unbeholfenheit die Geschichte von dem kleinen Tockeli. »Und da hab' ich dich gefragt: »Fränzeli, wie heißt das Babeli?« Jetzt schaute das Mädchen auf und antwortete: »Thrineli — ich weiß es noch ganz gut — Thrineli hat es geheißt. Doch jetzt möchte ich schlafen, Vater, ich bin so müde geworden.« Der Ratsherr stand auf. Er strich mit beiden Händen die Bettdecke sorgsam zurecht und sprach: »Ich habe dir nicht weh tun wollen; morgen ist wieder ein hellerer Tag. Gute Nacht, Kind.«

Der Bauer stieg hinunter und trat vor das Haus. Er schaute in die Runde, und als er den Stein am Hang sah, bekannte er: Es ist auf dem Böhl noch keiner falsch beraten gewesen, der dort oben sich besonnen hat. Dann ging er in die Elternkammer. »Thrine«, sagte er zu der Bäuerin, »hier ist der Ring. Hart auf hart — und schließlich wird man weich. Wir können ruhig schlafen, das Fränzeli glaubt wieder an die Eltern.«

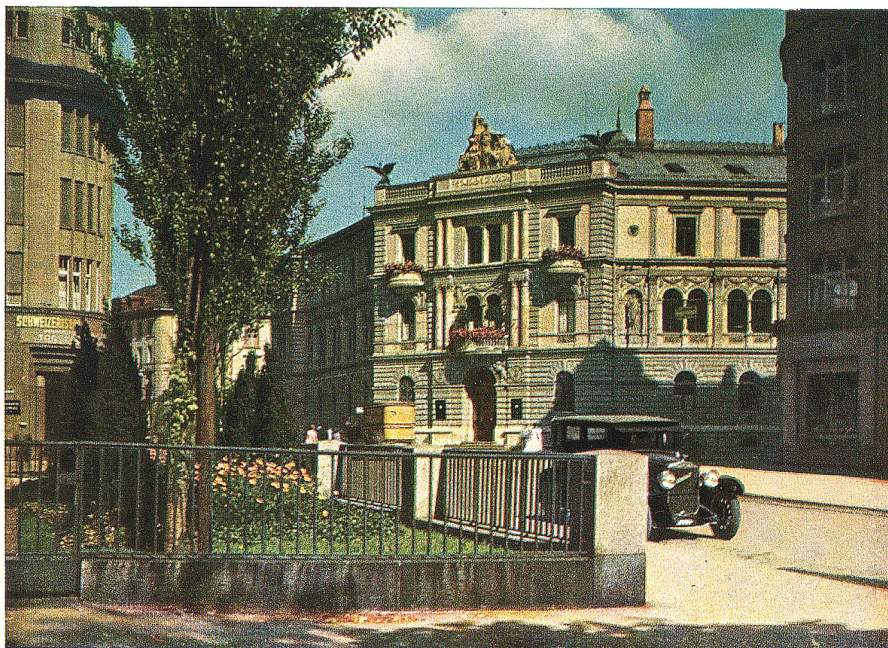
Allgemeine Versicherungs-Gesellschaft

HELVETIA

IN ST. GALLEN

Transportversicherung jeglicher Art

Rückversicherungen in allen Branchen



HELVETIA

Schweizerische Feuerversicherungs-Gesellschaft

IN ST. GALLEN

Feuer-, Einbruchsdiebstahl-, Beraubungs-, Betriebs- und Mietverlust sowie

Wasserleitungsschaden-Versicherung